



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kaemmel, Otto: Albrecht von Roon

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Albrecht von Roon

Von Otto Kaemmel



Wenn irgend etwas beweist, daß die Heldenzeit Wilhelms des Ersten und Bismarcks vorüber ist, so ist es die Fülle von persönlichen Denkwürdigkeiten und Erinnerungen, die in den verschiedensten Formen allmählich aus Licht tritt und wohl noch reichlicher zu erwarten ist. In dieser Beziehung wird sich jene große Zeit vielleicht einmal den beiden Perioden der deutschen Geschichte an die Seite stellen, die an solchen Aufzeichnungen ebenfalls besonders reich sind, dem Zeitalter des Humanismus und der Reformation und unsrer großen Litteraturperiode im vorigen Jahrhundert. Während aber bei den Männern des ersten das wissenschaftlich-religiöse Interesse vorwiegt, in der zweiten das litterarisch-ästhetische, tragen die Zeitgenossen Wilhelms des Ersten überwiegend ein politisch-militärisches Gepräge. Noch sind die eigentlichen Denkwürdigkeiten des größten unter den großen Paladinen Kaiser Wilhelms des Ersten zu erwarten, aber längst ist eine Fülle von mündlichen Äußerungen und von Briefen aus seiner Feder bekannt, von seinen politischen Reden ganz abgesehen, und Moltkes Persönlichkeit tritt uns aus seinen gesammelten Schriften und seinen Briefen wie aus einem klaren Spiegel entgegen. Neuerdings sind nun die Denkwürdigkeiten Roons in zwei starken, vortrefflich ausgestatteten Bänden*) hinzugekommen, des Mannes, der unter diesen dreien am frühesten vom Schauplatz abgetreten und in weitem Kreisen vielleicht am wenigsten gewürdigt worden ist. Leider stammt nur der Anfang aus einer eigenhändigen Aufzeichnung des Ministers, und diese giebt nur über die ersten Jugendjahre bis 1816 einen kurzen Bericht aus den Erinnerungen einer viel spätern Zeit (1878). Den Kern der „Denkwürdigkeiten“ bilden zahlreiche Briefe Roons, die an seine Gemahlin, seinen treuen Freund, den Staatsrechtslehrer und Historiker Clemens

*) Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generalfeldmarschalls Kriegsministers Grafen von Roon. Sammlung von Briefen, Schriftstücken und Erinnerungen. Zwei Bände (mit zwei Bildnissen von 1835 und 1871 und einem Facsimile). Breslau, E. Trevendt, 1892. Teile davon sind schon früher in der Deutschen Rundschau veröffentlicht worden.

Theodor Berthes in Bonn (gestorben 1867), an Bismarck, Moritz von Blandenburg, den spätern Kaiser Wilhelm u. a. gerichtet oder von diesen an Roon geschrieben sind. Je weiter die Darstellung vorschreitet, desto zahlreicher und interessanter werden diese Briefe. Von besonders hervorragendem Interesse sind die aus den Bewegungsjahren 1848 und 1849, aus der Konfliktzeit seit Roons Ernennung zum Kriegsminister (1859) und aus den drei großen Kriegen, besonders aus dem von 1866 und dem deutsch-französischen, die Roon ja beide im Gefolge seines Kriegsherrn mitgemacht hat. Das hauptsächlichste Interesse, das sie erregen, liegt nicht gerade in der Mitteilung bisher unbekannter Thatsachen, obwohl natürlich auch in dieser Beziehung die Ausbeute nicht gering ist, sondern vielmehr in der Weise, wie ein Mann solcher Art und von so hervorragender Stellung die Thatsachen ansah und auffaßte. Zu diesen Briefen treten einzelne Denkschriften, die vollständig oder im Auszuge mitgeteilt werden, und der in seiner Schlichtheit tief ergreifende Bericht der Gräfin Roon (gestorben 1885) über die letzten Tage und das Ende ihres Gemahls. Der Herausgeber selbst, der älteste Sohn des Ministers, Graf Waldemar von Roon, hat sich darauf beschränkt, eine Art von verbindendem Text zu liefern oder dort, wo Briefe u. dergl. nicht in hinreichender Fülle vorhanden gewesen sein mögen, eine zusammenhängende Erzählung des Lebensganges seines Vaters aus den Überlieferungen der Familie zu geben; eine eigentliche Lebensbeschreibung zu versuchen lehnt er schon in der Vorrede bescheiden ab, nur Materialien für eine solche will er bieten. So weit dabei ein Standpunkt hervortritt, ist es der streng konservativ-monarchische des Vaters. Nicht über alle Beziehungen desselben wird dabei gleichmäßiges Licht verbreitet. So erfährt man z. B. zwar recht viel über das Verhältnis Roons zu Kaiser Wilhelm und zu Bismarck, aber nur sehr wenig über die persönlichen Beziehungen zu Moltke, woraus man wohl wird schließen dürfen, daß diese mindestens nicht besonders eng gewesen seien. Daß beide in der Führung des dänischen Krieges und in der Frage der Beschließung von Paris nicht übereingestimmt haben, tritt jedoch deutlich hervor (vergl. z. B. II. 169 ff. 497 ff.), und Reibungen anderer Art ergeben sich aus der Beilage zum zweiten Bande über „die Stellung des Kriegsministers in Kriegzeiten,“ worin der Herausgeber die Frage, ob der Kriegsminister in diesem Falle ins Hauptquartier oder nach Berlin gehöre, im erstern Sinne entscheidet und dabei den Generalstabschef nur als einen der Gehilfen des Kriegsherrn gelten läßt.

Das Hauptinteresse an dem Buche liegt aber weniger in der spätern Thätigkeit Roons, als in den Jahren bis 1862. Denn seit 1862 wird er allmählich von der Riesengestalt seines Amtsgenossen Bismarck überschattet, und die oberste technische Leitung der drei Kriege hatte nicht er, sondern Moltke. Im Vordergrund steht er dagegen 1859 bis 1862; in diese drei Jahre fällt auch seine größte selbständige That, die Schöpfung des neuen Heeres und

damit der Grundlage für die Umgestaltung des deutschen Heerwesens, also für die Erkämpfung des deutschen Reichs. In diesen Jahren hat er auch als Staatsmann eine sehr bedeutende, bisher wenig bekannte Rolle gespielt. Ich will daher im Anschluß an die „Denkwürdigkeiten“ versuchen zu schildern, wie Roon zum Kriegsminister wurde.

Es ist kein Zufall, daß die drei großen Genossen Kaiser Wilhelms des Ersten aus dem nordostdeutschen Tiefland und aus dem kleinen Adel stammen. Denn in diesen Landschaften und in diesen Kreisen waren die Erinnerungen an die Befreiungskriege und die Beziehungen zum Staats- und Heeresdienst besonders kräftig, und unerschütterlich fest stand dort die monarchische Gesinnung, unberührt von allen den wechselnden Theorien und Meinungen einer gährenden Zeit. Doch ist das Geschlecht der Roon weder in Preußen noch überhaupt in Deutschland einheimisch. Die Herrschaft Roon, von der es den Namen trägt, liegt auf der Insel Ysselmonde im Mündungsdelta der Maas, also auf holländischem Boden, und sie war nachweislich seit dem vierzehnten Jahrhundert die Heimat der Familie. Vor den kirchlich-politischen Drangsalen unter Philipp dem Zweiten wich mit tausend andern glaubenstreuen Niederländern um 1560 auch Blasius von Roon aus der Heimat. Die streng reformirte Familie, die solche Gesinnung auch in der fortgesetzten Anwendung biblischer Vornamen verrät, siedelte nach Frankfurt am Main über und verzweigte sich dann weiter über Deutschland, auch nach Preußen. Ein Johann Noah von Roon kam 1765 als Kaufherr nach Berlin, 1780, nachdem er fast sein ganzes Vermögen verloren hatte, nach Frankfurt a. D. Dies war der Großvater Albrechts von Roon, der Vater des Heinrich Friedrich Isaak von Roon, der 1768 in Berlin geboren wurde und später in Kriegsdienste trat. Dieser schloß, nachdem seine erste Ehe der Tod gelöst hatte, die zweite geschieden war, im Jahre 1796 eine dritte mit Ulrike von Borcke, einer Tochter der Oberhofmeisterin der ersten geschiednen Gemahlin König Friedrich Wilhelms des Zweiten, Elisabeth von Braunschweig-Wolfenbüttel, die der noch junge und verwegne Edelmann aus dem Schlosse von Stettin, wo er damals eine Festungshaft verbüßte, entführte. Die Borcke gehören zu den wenigen noch übrigen altpomerschen Adelsgeschlechtern slawischen Ursprungs. Mit den Mitteln dieser Familie erwarb Heinrich von Roon, der damals schon verabschiedet war, 1799 die kleine Herrschaft Pleushagen östlich von Kolberg. Hier erblickte als jüngstes und einziges überlebendes Kind seiner Eltern Albrecht Theodor Emil von Roon am 30. April 1803 das Licht der Welt.

Eine harte, einförmige, liebeleere Jugend war ihm beschieden, in noch höherem Maße als seinem spätern Kampf- und Siegesgenossen Moltke. Der Vater, ein unsteter, in seiner Jugend leidenschaftlicher Mann, ohne rechten innern Halt, war schon damals so leidend, daß ihn der Sohn nie anders als im Lehns- oder Rollstuhle sitzend gekannt hat; auch die Mutter, still, scheu und

schüchtern, konnte dem Knaben wenig sein. In den engsten Verhältnissen haufte die Familie in abgelegener Gegend, und bei schlechter Wirtschaft und der Ungunst der Zeit kam sie immer mehr zurück. Auch die Beziehungen zu den väterlichen Großeltern in Frankfurt a. D. waren nicht sehr freundlich. So blieb sich der Knabe fast ganz selbst überlassen. Er besuchte die dürftige Dorfschule; aber die meiste Zeit verbrachte er allein oder mit Gespielen in den ausgedehnten Baumgärten des Dorfes oder in den Dünen, die hinter dem Hause der Eltern aufstiegen und ihm damals gewaltig hoch erschienen. Da tummelte er sich in den Sandthälern und auf der lustigen Höhe, lag träumend im weichen Sande und verfolgte den Zug der Wolken oder sah hinaus auf die bald leise wogende, im Sonnenschein blizende, bald wild vom Sturm gepeitschte See, deren donnernde Brandung ihn oft in den Schlaf sang.

Von dem schweren Geschick, das damals über Preußen kam, hat er unmitttelbar wohl wenig erfahren; als der Heldenkampf um die Wälle des nahen Kolberg tobte, war er erst vier Jahre alt. Gedrückt und schweigend trugen die Eltern die schwere Last der Zeit. Für den Sohn war es unter solchen Umständen kaum ein Verlust, als der Vater schon im Jahre 1811 starb; denn nachdem er einige Zeit bei einem benachbarten Pfarrer in Pension gewesen war, kam er neunjährig im Frühjahr 1812 in das Haus seiner Großmutter zu Alt-Damm bei Stettin. Dieser klugen, strengen und thatkräftigen, dabei aber herzlich wohlwollenden Frau verdankte der Enkel alles, auch den ersten regelmäßigen Unterricht; sie ist ihm „unvergeßlich“ geblieben.

Gewaltig wirkte jetzt auch das Leben der Zeit auf ihn ein. Kaum war er in Alt-Damm eingetroffen, da wälzten sich die Heeresmassen der „großen Armee“ in endlosen Zügen gegen Rußland. Ein furchtbarer Druck lastete auf dem Lande. Auch die Großmutter Borcke hielt nur mit äußerster Mühe unter den fortwährenden Einquartierungen und Kriegssteuern den Haushalt aufrecht. Selbst der Befreiungskrieg brachte zunächst keine Befreiung, denn im April 1813 wurden Stettin und Alt-Damm, die seit 1806 in den Händen der Franzosen geblieben waren, von preußischen Truppen eingeschlossen. Freilich störte auch die drückendste Not die tapfere Großmutter nicht in ihrem Patriotismus; sie wandte ihre letzten Groschen dran, um am 3. August am offenen Fenster, den Franzosen zum Ärger, ein Glas Wein auf den Geburtstag ihres Königs zu trinken. Derweilen hütete der Enkel den Garten vor den hungernden Franzosen, ein Bajonett auf einen Besenstiel gepflanzt. Als die Beschießung begann, stand Albrecht, wie er später scherzend erzählte, zum erstenmale im Feuer, ein Bombensplitter verwundete ihn leicht. Erst Ende Dezember wurde die Festung übergeben. Aber schon am 13. Oktober starb die Großmutter, und der zehnjährige Knabe stand nun einsam und mittellos in der Welt. Denn seine Mutter litt schon seit längerer Zeit an Gehirnkrämpfen, die allmählich zu völligem Schwachfönn führten; sie ist 1823 nach langem Siechtum gestorben. Da nahm sich

ihre Schwester Henriette, die mit dem Hauptmann von Frankenberg in Alt-Damm vermählt war, seiner an, und sein Vetter Ludwig von Frankenberg nahm ihn Ende des Jahres 1814 oder Anfang 1815 mit nach Berlin, um ihn für den Eintritt in ein Kadettenhaus vorbereiten zu lassen.

Im November 1816 trat Roon mit 32 Kameraden in das neugestaltete Kadettenhaus zu Kulm in Westpreußen ein. Underthalf Jahre hat er hier an der äußersten Grenze deutscher Kultur, auf dem Boden, wo einst der deutsche Ritterorden den Kampf um die Eroberung Preußens begonnen hatte, zugebracht, ebenso lange dann seit 1818 in der Berliner Kadettenanstalt. Es war eine harte Zeit für den einzelnen wie für den Staat. Noch blutete das Land aus tausend Wunden. Handel und Gewerbe begannen sich erst mühsam wieder zu beleben; es gab kaum eine Familie, die etwas von ihrem Schmuck oder ihrem Silberzeug durch die Kriegsnot gerettet hatte. Die Güter waren hoch verschuldet, ihr Wert im ganzen auf die Hälfte, in einzelnen Strichen auf ein Viertel gesunken. Nur mit der allergrößten Mühe konnte der Staat den drängendsten Verpflichtungen nachkommen, Kredit fand er kaum. Ein knappes, dürftiges Wesen herrschte überall, im häuslichen wie im öffentlichen Leben. Und doch hob über diese klägliche Enge weit hinaus die stolze Erinnerung an die ruhmreiche Erhebung und ihre Erfolge, an denen nicht selber mit den Waffen in der Hand teilgenommen zu haben z. B. dem tapfern pommerischen Adel für eine Schande galt. An dem, was diese Zeit forderte und besaß, kriegerischem Stolz, sittlicher Strenge und äußerster Genügsamkeit, hatte der junge Roon seinen reichlichen Anteil. Seine nächsten Verwandten kümmerten sich nicht um ihn, nur die treuen Frankenberg's unterstützten ihn, soweit sie vermochten, aber eine Ferienreise gab es für ihn in den ersten Jahren niemals, und als er nach Berlin übersiedelte, fuhren die Kadetten im kalten Mai 1818 ohne Mäntel auf offenen Leiterwagen tagelang durch die endlose Ebne von der Weichsel nach der Hauptstadt. Erst zu Weihnachten desselben Jahres sah er die Verwandten in Alt-Damm wieder; die gute Tante sandte ihm zur Reise zwei Thaler und riet ihm, sich einen Mantel zu leihen. Aber in dem trefflichen Kompagniechef zu Kulm, dem Hauptmann W. v. Chappuis, hatte er einen wahren Vater gefunden; der herzliche Verkehr mit ihm und mit den Kameraden mußte ihm die Familie ersetzen. So wuchs er zu einem bei allem Ernste lebensfrohen Menschen von großer Kraft und Geschicklichkeit heran, und vor allem in seinen Studien erntete er das beste Lob; „er verspricht unendlich viel,“ so lautete die Bemerkung auf seinem Kulmer Abgangszeugnis. Um die Außenwelt kümmerte er sich nicht weiter, als sie ihn unmittelbar anging; die burschenschaftlichen Ideen, die auch in der Berliner Kadettenanstalt Eingang fanden, wies er ohne Schwanken ab. So bestand er im Dezember 1820 seine Offiziersprüfung und erhielt am 9. Januar 1821 sein Patent als Sekondeleutnant im vierzehnten Infanterieregiment.

Fast vier Jahre lang hat dann Koon in den beiden Garnisonen des Regiments, zu Stargard in Hinterpommern und zu Königsberg in der Neumark, rüstig und eifrig den kleinen praktischen Dienst geübt. Freilich machte sich auch hier die Enge der Verhältnisse drückend genug geltend. Das stehende Heer war sehr klein, nur 115 000 Mann in achtunddreißig (später vierundvierzig) Infanterieregimentern mit den Spezialwaffen, da der verarmte Staat einen höhern Friedensstand nicht ertragen konnte, der Sold schmal, das Avancement schlecht, der Dienst einförmig. Aber die ruhmreiche Erinnerung an die Kriegsjahre — von den Offizieren seines Regiments trugen fünfundzwanzig das eiserne Kreuz —, der frische Sinn der Jugend, der leichte Verkehr mit den Frankenbergs, die seit 1819 in Zimmerhausen bei dem Schwiegervater seiner Tante, von Blankenburg, wohnten, halfen Koon darüber hinweg, und was etwa noch fehlte, thaten eifrige wissenschaftliche Studien, die damals freilich wenig Mode waren und von den meisten praktischen Offizieren geringgeschätzt wurden. Ihnen aber verdankte Koon seine Aufnahme auf der Kriegsschule in Berlin zu Ende des Jahres 1824. Nun begann für ihn eine neue Zeit, die in der Verbindung praktisch-militärischer Thätigkeit mit wissenschaftlicher Bildung für das neue preussisch-deutsche Heer so bezeichnend geworden ist und ihm seine glänzendsten Erfolge geschenkt hat. Koon hörte die Vorlesungen des Historikers der Hohenstaufen R. von Raumer, des berühmten Philosophen und Physikers Paul Erman und des großen Begründers der neuen wissenschaftlichen Erdkunde R. Ritter, dessen begeisterter Schüler er wurde. Die Abendstunden vergingen ihm oft in heiterer und anregender, aber sehr anspruchslosen Geselligkeit in kleinem Kreise. Es schien, als ob ihn die theoretische Seite des Kriegswesens für immer fesseln würde, denn nach wenig mehr als einjähriger praktischer Dienstleistung im fünfzehnten Infanterieregiment, das damals in Minden und Bielefeld stand, wurde er schon im Oktober 1828 an dieselbe Berliner Kadettenanstalt kommandirt, der er selbst einst als Zögling angehört hatte.

Sein frisches, ernstes und dabei doch im tiefsten Grunde von herzlichem Wohlwollen erfülltes Wesen machte ihn zu einem trefflichem Erzieher. Wie er die Studien seiner Kadetten sorgfältig beaufsichtigte, so leitete er auch ihre körperlichen Übungen und nahm unermüdet daran teil. Sie hatten einen „höllischen Respekt“ vor der kräftigen Faust und der dröhnenden Stimme des „groben Koon,“ aber sie hingen mit der herzlichsten Zuneigung an ihm. Das Vertrauen zu seiner Tüchtigkeit als Erzieher bewog auch die Verwandten in Zimmerhausen, ihm den vierzehnjährigen Moritz von Blankenburg ganz zu übergeben. Daraus ging dann eine Freundschaft fürs Leben hervor. Auch seine wissenschaftlichen Arbeiten, seine trefflichen geographischen Handbücher stellte Koon in den Dienst der Schule. Doch in der wachen Sorge, die dem preussisch-deutschen Heerwesen geblieben ist, daß sich der junge Offizier nicht

zu einseitig entwickelte, wurde Roon 1832 als Premierleutnant zu seinem Regiment nach Minden versetzt.

Er kam in einer aufgeregten Zeit nach dem Westen. Die siegreiche Juli-revolution hatte ihren Zündstoff über die Grenze nach Belgien hinübergetragen, das sich gegen die aufgedrängte Verbindung mit Holland erhob. Als das Sülifönigtum den Belgiern zu Hilfe kam und seine Truppen gegen Antwerpen sandte, das der tapfere holländische General Chassé gegen zwölffache Übermacht heldenmütig verteidigte, da zog die preußische Regierung im Herbst 1832 ein Beobachtungsheer zwischen Aachen und Cleve zusammen, um die Bewegungen der Franzosen zu überwachen, und Roon hatte das Glück, den allerdings friedlich verlaufenden Feldzug im Stabe des kommandirenden Generals v. Müßling mitzumachen. Den ungleichen Kampf beendete bekanntlich die Übergabe der zerflossenen Citadelle von Antwerpen an die Franzosen am 23. Dezember 1832. Aber so unthätig die preußischen Truppen hatten zusehen müssen, die Sympathien des Offizierkorps und des Adels in den alten Provinzen standen sehr entschieden auf der Seite des holländischen Königtums und seines Verteidigers, des Generals Chassé, für den in Roons pommerischer Heimat sogar Sammlungen veranstaltet wurden. Nachdem Roon noch im Februar 1833 die Belagerungsarbeiten von Antwerpen besichtigt hatte, ging ihm ein langjähriger Wunsch in Erfüllung: er wurde in das topographische Bureau des großen Generalstabs nach Berlin berufen. In dieser und verwandten dienstlichen Stellungen, namentlich als Lehrer an der allgemeinen Kriegsschule und als Mitglied der Militäröberexaminationskommission verlebte er zwölf glückliche Jahre. Aber seine dienstlichen Aufgaben führten ihn zu Vermessungszwecken und auf Generalstabsreisen beständig ins Land hinaus, bald nach Pommern, bald nach der Provinz Sachsen oder nach Schlessien. Dabei knüpften sich zwei der folgenreichsten Beziehungen seines Lebens. In seiner Heimatprovinz machte er einmal auf der Jagd bei Zimmerhausen die Bekanntschaft mit einem neunzehnjährigen Studenten der Rechte, der vom nahen Kniephof herübergekommen war — er hieß Otto von Bismarck-Schönhausen —, und in Schlessien fand er seine treue Lebensgefährtin.

Nach den Königsmanövern bei Liegnitz im August 1835 besuchte er eine ihm noch unbekannte Schwester seines verstorbenen Vaters, eine geborne Charlotte von Roon, die damals im Hause ihres Schwiegersohns, des Pfarrers Rogge in Großtinz bei Neumarkt lebte. Soeben hatte das Pfarrhaus die Ehre gehabt — es war am 2. September —, den König als Gast zu begrüßen, und alles war noch in froher Aufregung, als am späten Nachmittage Roon eintraf. Der erste Gruß, den er auf der Schwelle empfing, kam von der anmutigen achtzehnjährigen Tochter des Hauses, Anna, die, von der sinkenden Sonne wie verklärt, ihm die Treppenstufen herab entgegenkam. Die Herzen fanden sich, vierzehn Tage nachher war Anna Rogge Roons verlobte

Braut. Ein kurzer, seliger Brautstand folgte. Es war, als ob das tiefe Bedürfnis, zu lieben und geliebt zu werden, das der zweiunddreißigjährige Offizier bis jetzt in seiner Brust hatte verschließen müssen, in einem reichen Gefühlsstrom hervorbürste. „Wenn Sie an mich denken — schrieb er damals an einen entfernten Verwandten in Düsseldorf —, so denken Sie an einen sehr glücklichen Mann.“ Und wie eifrig ging nun der eben zum Hauptmann im Generalstabe beförderte daran, sein Heim in Berlin für die künftige Herrin einzurichten! Als ihn dann im Sommer 1836 eine Generalstabsreise nach der Provinz Sachsen und Thüringen führt, da zählt er die Tage bis zur Befreiung von den Pflichten des Dienstes; dann eilt er von Jena aus über Gera, Altenburg, Chemnitz, Freiberg, Dresden und Görlitz nach Schlesien, und am Jahrestage des ersten Zusammentreffens, am 2. September 1836, legte der Vater der Braut die Hände des jungen Paares in einander. Und nun ging es in glückseliger Hochzeitsreise mit eignem Gespann, einem stattlichen Schimmelpaare, durch das schöne Schlesierland übers Gebirge nach Böhmen und durch Sachsen über Dresden nach Berlin. Er war ein stillglücklicher Mann geworden, und er blieb es zeitlebens. Bald umgab ihn ein reicher Kinderflor, vier Söhne und zwei Töchter. Dazu war es ihm vergönnt, noch zehn Jahre ununterbrochen in Berlin zu bleiben, auch nachdem er seit 1842 die vollen Epauletten des Majors trug.

Eine entscheidende Wendung kam für ihn erst, als ihm der Antrag gemacht wurde, der militärische Begleiter des jungen Prinzen Friedrich Karl zu werden, der zu Ostern 1846 die Universität Bonn beziehen sollte. Ein völlig andres Dasein that sich nun für ihn auf. Aus den rein militärischen Beziehungen sah er sich in die Kreise des Hofes gezogen und zugleich mit dem so ganz anders gearteten Leben einer Hochschule in die nächste Verbindung gebracht. Denn in einem ausgedehnten und eingehenden Briefwechsel hatte er beständig den Eltern seines Zöglings und der Prinzessin von Preußen, die sich für ihren Neffen ganz besonders interessirte, Rechenschaft zu geben, und nicht selten mußte er seinen Prinzen auch nach Berlin und Potsdam begleiten. Dadurch trat er nicht nur zu König Friedrich Wilhelm dem Vierten in persönliche Beziehungen, sondern es bahnte sich auch zu dem Thronfolger, dem Prinzen von Preußen, dem spätern Kaiser Wilhelm, damals zuerst ein Verhältnis an, das von den bedeutungsvollsten Folgen sein sollte. Andererseits führte er den Prinzen bei dem ehrwürdigen G. M. Arndt ein, und es ehrt beide, daß der siebzehnjährige Hohenzoller zu dem siebzigjährigen Mitkämpfer der Befreiungskriege in ein näheres Verhältnis trat und sich von ihm den tapfern Rat mit auf den Weg geben ließ: „Laß nie ein Wort aus deiner Brust, das du nicht meinst, erklingen.“ Roon aber knüpfte eine herzliche Freundschaft fürs ganze Leben mit dem Historiker und Staatsrechtslehrer Clemens Theodor Berthel, dem Sohne eines der bedeutendsten deutschen Buch-

händler, des patriotischen Friedrich Berthes, dem tiefsten Kenner des deutschen Staatslebens vor der Revolution und während der napoleonischen Zeit, der deshalb auch den Erscheinungen seiner eignen gährenden Zeit ein unbefangenes Verständnis entgegenbrachte und allmählich auf Roons Anschauungen steigenden Einfluß gewann.

Aber im Mittelpunkte aller dieser Interessen stand für Roon doch immer seine Aufgabe als Erzieher. Sie war bei der Eigentümlichkeit des Prinzen und der Verhältnisse nicht leicht, namentlich dann nicht, wenn das Ziel das war, das die Prinzessin von Preußen mit den Worten bezeichnete: preussische Prinzlichkeit in deutsche Fürstlichkeit umzuwandeln. Der Prinz hatte keine recht glückliche Jugend gehabt. Seinen Eltern stand er fast fremd und kühl, jedenfalls ohne jegliche Zuneigung gegenüber; als seine Heimat hat der Siebzehnjährige nicht etwa das Vaterhaus, sondern sein Regiment bezeichnet. Das gab ihm etwas verschlossenes, unnahbares, und da sich damit ein starkes Selbstgefühl verband, so war es schwer, sein Vertrauen zu gewinnen und so Einfluß auf ihn auszuüben. In welchem Maße dies trotzdem Roon gelungen ist, bezeugt das unzerstörbare Verhältnis, das sich zwischen ihm und seinem Zögling fürs ganze Leben bildete. Denn Roon wußte wie vielleicht kein zweiter diese Natur zu begreifen und zu behandeln, weil sie ihm innerlich verwandt war.

Diese Beziehungen noch enger zu gestalten, dienten zwei Reisen, die im Herbst 1846 und 1847 zur weitem Ausbildung des Prinzen nach Südfrankreich und Oberitalien unternommen wurden. Zum erstenmale sah Roon ein größeres Stück von der Welt, die er als Geograph so meisterlich zu schildern gewußt hatte, noch ehe sie ihm vor das leibliche Auge getreten war, und in der Unmittelbarkeit und Frische, mit der er in den Briefen an seine Frau das Geschaute in scharfen, klaren Zügen wiederzugeben weiß, tritt ebenso die lebendige Empfindung für die landschaftliche Schönheit, wie das geschulte Auge des Geographen hervor, in einer Weise, die an Moltkes klassische Schilderungen erinnert.

Das Verhältnis Roons zum Prinzen sollte auch die Ursache werden, die ihm zuerst das verschlungne Getriebe der Politik nahe brachte. Er war aufgewachsen in den Überlieferungen des unumschränkten Königtums von Gottes Gnaden und hatte sich bisher den abweichenden Zeitmeinungen gegenüber abwehrend verhalten. Da berief König Friedrich Wilhelm der Vierte im Februar 1847 den Vereinigten Landtag und führte damit Preußen, ohne es eigentlich zu wollen, auf die Bahn des konstitutionellen Lebens. Freilich standen sich von Anfang an zwei Anschauungen scharf gegenüber. Der König betrachtete die Rechte, die er dem Landtage eingeräumt hatte, als ein freies Geschenk königlicher Gnade gemäß der Zusage von 1815; die Mehrheit der Abgeordneten lebte in den Anschauungen des französisch-englischen Liberalismus und war geneigt, eine sehr wesentliche Erweiterung jener Rechte als selbstverständlich in Anspruch zu nehmen. Bekanntlich ist wegen dieses Wider-

spruchs die erste Tagung des Vereinigten Landtags ohne eigentliche Frucht verlaufen. Da nun Prinz Friedrich Karl, mit achtzehn Jahren volljährig geworden, nach dem Hausgesetze Mitglied des Landtags und des Staatsrats war, und der König, ohne Rücksicht auf den entgegengesetzten Willen des Vaters, seine Teilnahme an diesen Verhandlungen befahl, so erhielt Roon vom Prinzen von Preußen als dem ältesten der königlichen Prinzen durch ein ausführliches Schreiben vom 11. Januar 1847, das erste, das er von dieser Hand empfing, die gemessene Weisung, seinen Zögling im Sinne jener königlichen Auffassung in die staatsrechtliche Lage einzuführen. Er hatte nachher die Genugthuung, daß die Haltung des Prinzen im Staatsrat die Anerkennung seines fürstlichen Oheims fand.

Der Ausbruch der Bewegung von 1848 führte den Prinzen eher, als ursprünglich beabsichtigt war, nach Berlin und Potsdam zurück. Ihm folgte Mitte März Roon, während seine Familie zunächst noch in Bonn blieb. Da erlebte er nun in nächster Nähe in Potsdam die Märzrevolution. Sie kam ihm so überraschend wie den meisten. Denn er war der Überzeugung, daß der Kern der Berliner Bürgerschaft den Unruhen fern stehe, daß Sendlinge aus Süddeutschland, Sachsen und Polen, „fremde Meuterer,“ und „eine handvoll Bagabunden“ die eigentlichen Anstifter seien. Er fand daher, daß man die Truppen viel zu schonend gebrauche und sie nur erbittere, weil man ihnen nicht gestatte, ernsthaft vorzugehen, und dadurch die Meuterer nur ermutige. Um so tiefer erschüttert ihn die Kunde vom Ausbruch des blutigen Straßenkampfes am Nachmittage des 18. März. Stunde für Stunde kommen die telegraphischen Meldungen nach Potsdam. Endlich berichten sie den Sieg der Truppen, das Erlöschen des Aufruhrs. Welcher Eindruck daher, als die Nachricht eintrifft, der König habe schwachmütig nachgegeben, habe den Abzug des siegreichen Militärs verfügt, habe sich selber der Bürgergarde anvertraut, habe endlich am nächsten Tage unter der schwarzrotgoldnen Fahne, die auf den Barrikaden geweht hatte, die Straßen seiner rebellischen Hauptstadt durchritten und sein Haupt entblößt vor den Leichen der Märzkämpfer, während die Prinzen und Prinzessinnen des Königshauses flüchtig in Potsdam anlangen und Prinz Wilhelm abgereist ist, man weiß nicht wohin. Zorn, Scham, Trauer, Besorgnis durchfluten da Roons Seele. Im ersten Schrecken sieht er das schlimmste kommen, den Sturz des Throns, die Republik; er sieht Posen verloren, den Krieg gegen die Revolution im Osten und im Westen. Bald aber faßt er sich. Keine Rede davon, daß er die Sache der Krone verloren gegeben hätte, aber eben so wenig denkt er an Reaktion im gewöhnlichen Sinne. Was der König einmal gewährt hat, das steht ihm unerschütterlich fest. „Klagen und Grübeln ist jetzt nutzlos — schreibt er schon am 20. März der treuen Gattin —, jetzt gilt es, die Zähne zusammenzubeißen und sich wiederzufinden in der neuen Lage der Dinge.“ Freilich fügt er hinzu: „Wenn

wir einen Mann fänden!“ Mit schwerster Besorgnis sieht er auf die tiefe Verstimmung der Truppen. Denn im Heere erblickt er die einzige lebendige Kraft zum Widerstande gegen die allgemeine Zerstörung. „Das Heer, das ist jetzt unser Vaterland — schreibt er wenige Tage später —, denn hier allein sind die unreinen, gährenden Elemente, die alles in Frage stellen, noch nicht eingedrungen.“ Und darnach handelt er. Der stramme Offizier taucht in das Getümmel der Urwählerversammlungen unter, er ist zu Mittag in gemischter Gesellschaft, um die Stimmung besser kennen zu lernen, er polemisiert scharf und schlagfertig, schreibt gelegentlich sogar einen Zeitungsartikel, verfolgt mit gespannter Aufmerksamkeit die um sich greifende Zerrüttung in Posen und im Rheinlande und beklagt doch eins noch tiefer als sie: die Unsicherheit an der leitenden Stelle, die Neigung zu verhandeln, wo nichts zu verhandeln sei.

Da versetzte ihn die Weisung, in den Generalstab des achten Armeekorps zu Koblenz einzutreten, und zwar als Nachfolger Moltkes, abermals in ganz neue Verhältnisse und bald in eine sehr verantwortungsvolle Stellung. Er fand das Rheinland in großer Aufregung, die Stimmung sehr preußenfeindlich trotz aller Rücksicht, die dort die Regierung von jeher zu nehmen gewöhnt war. Doch meinte er in kühler Geringschätzung, da entschlossener Mut in dem leichtlebigen Volke nirgends vorhanden sei, so sei keine Gefahr, so lange nur die Regierung fest bleibe. Aber daran eben fehlte es zu seinem Kummer. Auch von der Nationalversammlung in Frankfurt versprach er sich wenig Gutes. Erst ein persönlicher Besuch im August 1848 beruhigte ihn einigermaßen, und daß der wahnsinnige Pöbelaufstand im September den gemäßigten Parteien des Parlaments die Oberhand verschaffte und sie zur Annäherung an Preußen drängte, konnte ihm nur zur Befriedigung gereichen. Wie atmete er dann auf, als der König endlich im November das kraftlose liberale Ministerium entließ, den Grafen Brandenburg berief und mit dem Einmarsche der Truppen in Berlin die Zügel wieder fest in die Hand nahm!

Bald erlebte er, daß dies lange mißachtete Königtum der Hort der öffentlichen Ordnung für ganz Deutschland wurde. In Sachsen, in der Rheinpfalz und in Baden brach der republikanische Aufruhr los, als die neue Reichsverfassung von den größern Regierungen abgelehnt worden war, und im Juni 1849 rückte Roon als Generalstabschef des achten Armeekorps von Koblenz aus unter Führung des Prinzen von Preußen nach Süddeutschland mit ins Feld. Auf die einzelnen Ereignisse des kurzen Feldzuges, in die Roons Briefe aufs lebendigste einführen, brauche ich hier nicht einzugehen. In wenigen Wochen war alles vorüber, und Roon verlebte im herrlichen Freiburg vereinigt mit den Seinen eine schöne Zeit. Wichtiger war es, daß er damals zu dem Prinzen von Preußen zuerst in ein näheres Verhältnis trat. In männlicher Offenheit hatte sich Roon schon Ende des Jahres 1848 geweigert, der militärische Begleiter des Prinzen Friedrich Wilhelm, des künftigen

Thronfolgers, zu werden, weil ihm seine Hauptbedingung, die Entfernung vom Hofe, nicht zugestanden worden war. Eben diese rückhaltlose Ehrlichkeit hatte ihm das Vertrauen des Vaters ganz besonders gewonnen. Der Prinz zeichnete Roon schon während des badischen Feldzugs bei jeder Gelegenheit aus, obwohl dieser, wie er schreibt, sich gar nicht höflich, sondern immer „stramm, männlich, ehrerbietig“ hielt. Die nächste Zeit knüpfte diese Beziehungen noch enger. Der Prinz, dessen entschlossener Charakter allerdings von schwächlicher Nachgiebigkeit nichts wußte, war deshalb damals so gründlich unpopulär, daß die Regierung es für zweckmäßig fand, ihn vorläufig von Berlin entfernt zu halten. Nach der Heimkehr vom badischen Feldzuge nahm er daher als Generalgouverneur von Rheinland und Westfalen seinen Sitz im Schlosse von Koblenz. Seine Entfremdung vom Hofe wuchs, als Preußen unter dem Ministerium Manteuffel in der kurhessischen wie in der schleswig-holsteinischen Sache vor den österreichischen und russischen Drohungen schwächlich zurückwich und nach Olmütz ging. Als sich die Minister im November 1850 im entschiedensten Widerspruche mit dem Prinzen gegen den Krieg erklärten und der Kriegsminister, General von Stockhausen, sogar Zweifel äußerte, ob sich die Armee gegen Österreich schlagen würde, da fuhr der Prinz heftig auf, eilte hinaus und sagte schluchzend zu seinem Adjutanten: „Es ist alles verloren; mit den Männern da drinnen ist nichts zu machen.“ Er hatte Recht; mit den Männern der blinden Reaktion, die aus Furcht vor dem Gespenste der Revolution lieber den Staat der ärgsten Entwürdigung aussetzten, konnte ein Prinz Wilhelm niemals gehen. Aber in Koblenz bildete sich um ihn jener Kreis trefflicher Männer, die zunächst in stiller Opposition gegen die Machthaber des Tages verharren, in sich aber im beständigen, lebhaften Verkehr die einfach-großen Gedanken entwickelten, die eine neue Zeit heraufführen sollten, bis sie endlich das Ruder ergriffen, um sie durchzusetzen. Da waren der General von Griesheim, der Kommandant von Koblenz, der Oberstleutnant Fischer, der damalige militärische Begleiter des Prinzen Friedrich Wilhelm in Bonn, später Ingenieurinspekteur in Koblenz, G. von Alvensleben, der persönliche Adjutant des Prinzen von Preußen, und endlich Roon. Sie alle waren einig in der Beurteilung der schlaffen und schwankenden Haltung der Regierung nach außen, einig in ihren politisch-militärischen Ansichten, einig in ihren Zielen. Der badische Feldzug und die Mobilisierung von 1850 hatten zum erstenmale schwere Mängel der preußischen Heereseinrichtungen ans Licht gestellt. Es fehlte nicht nur an jeder Organisation des Trains, des Sanitäts- und des Verpflegungsdienstes im Frieden, sondern vor allem war der Präsenzstand, weil man seit 1814 aus übel angebrachter Sparsamkeit die Zahl der jährlich eingestellten Rekruten (vierzigtausend) beibehalten hatte, obwohl die Bevölkerung von zehn auf sechzehn Millionen gewachsen war, viel zu schwach, er betrug noch 1834 nur 138 000 Mann, während Frankreich bei einer Volks-

zahl von etwa sechsunddreißig Millionen damals 400 000 Mann unter den Fahnen hatte. Daher mußte bei jeder, auch der kleinsten Mobilisierung sofort die Landwehr aufgeboten und ins Feld geführt werden, was nun wieder tausenden von Familien ihre Ernährer nahm und doch keine recht kriegsfeste Truppe lieferte. Ebenso bedurfte die untaugliche Kriegsverfassung des deutschen Bundes, ein Hohn auf den Namen, einer gründlichen Reform.

Der mehrfache Wechsel in Roons amtlicher Stellung brach diese Beziehungen nicht ab, sondern vertiefte sie eher. Schon seit 1851 war er in den Frontdienst zurückgekehrt und zwar zunächst als Oberstleutnant und Kommandeur des dreiunddreißigsten (Reserve-)Infanterieregiments in Thorn; da aber dieses Regiment schon im Herbst desselben Jahres, nachdem es zunächst nach Königsberg verlegt worden war, dem achten Armeekorps zugeteilt wurde, so kehrte Roon mit ihm als Oberst an den Rhein, nach Köln, zurück und erneuerte den alten persönlichen Verkehr mit Bonn und Koblenz. Auch nach seiner Versetzung nach Posen als Brigadekommandeur und Generalmajor im Juni 1856 blieb er mit dem Prinzen Wilhelm in fortwährendem Briefwechsel und genoß seines vollsten Vertrauens, zumal da dessen Verhältnis zum Hofe während des Krimkrieges ein sehr gespanntes wurde. Denn wenn auch Prinz Wilhelm keineswegs dafür war, daß sich Preußen für die Westmächte in einen Krieg gegen Rußland stürze, so wollte er doch eben so wenig von einer Unterstützung Rußlands etwas wissen, wozu die herrschende Partei nur allzusehr neigte; er wünschte vielmehr, daß Rußlands schwer lastendes Übergewicht gebrochen würde, und zog sich im Mai 1854, nachdem der Kriegsminister von Bonin als Russenfeind dem Drängen des Zaren geopfert worden war, gänzlich vom Hofe zurück. Sein alter Koblenzer Kreis teilte diese Auffassung vollständig. Roon war mit dem Prinzen der Meinung, daß dem russischen Übermute eine Demütigung gebühre; aber mit einem Scharfblick und einer kühlen Ruhe, die damals nur sehr wenige Menschen behaupteten, war er weit davon entfernt, mit der stürmisch aufwogenden liberalen Tagesmeinung in Deutschland zu wünschen, daß Preußen, dem geradezu unverschämten Drängen Englands nachgebend, sich in den Krieg gegen Rußland stürze, um fortan seine Hauptlast zu tragen. „Wir dürfen uns nicht zu englischen Landsknechten für englisches Geld herabwürdigen, schrieb er im April 1854 an den gleichgesinnten Fischer in Koblenz. Glaubt man, daß sich John Bull breit schlagen lassen wird, siebzig- bis achtzigtausend Mann neu zu errichten? Und wenn ja! wie lange wird die Werbetrommel gerührt werden müssen, um diese Buddingfresser aus ihren Werkstätten fortzulocken in das verhaßte rote Röckchen?“. Bekanntlich machte Bismarck als Bundestagsgesandter in Berlin unermüdlich ähnliche Ansichten geltend. Und diese behielten schließlich den Sieg: Preußen und Deutschland blieben neutral.

Aber alles das wurde nur unter den mannichfachsten Schwankungen er-

reicht und war schließlich an maßgebender Stelle mehr das Ergebnis von Stimmungen als eines klaren und festen Entschlusses. Jener Koblenzer Kreis wußte nur zu gut, daß ein solcher auch niemals zu erwarten sei, so lange Friedrich Wilhelm IV. die Zügel führe. Alle Hoffnung beruhte auf einem Personenwechsel. „Im Prinzen von Preußen allein — so schrieb im Mai 1854 sein Schwiegersohn, der damalige Prinzregent Friedrich von Baden, an den Herzog Ernst von Koburg — liegt die Möglichkeit einer Rettung vor dem Untergange Deutschlands.“

Die Wendung war näher, als man glaubte, und die Umgestaltung, die sie einleitete, unendlich gewaltiger, als jemand damals ahnte. Im Herbst 1857 traf den König ein Schlaganfall, der seiner Regierungsfähigkeit ein Ende machte. Prinz Wilhelm übernahm die Stellvertretung, am 7. Oktober 1858 die Regentschaft kraft eignen Rechts, „mit alleiniger Verantwortung gegen Gott.“ „Die Freude und der Aufschwung in den Gemüthern war allgemein.“ Denn sofort entließ der Regent das Ministerium Manteuffel, an dessen Namen sich die Erinnerung an ein willkürliches Parteidement und an die ärgsten Demütigungen gegenüber dem Auslande hingen wie ein Fluch, und umgab sich mit Männern einer gemäßigt liberalen Richtung. Die „neue Ära“ des Liberalismus, so meinte man, war da. Aber thatsächlich stand weit größeres bevor als ein Wechsel in der Herrschaft der Parteien. Die größte Epoche der neuen deutschen Geschichte, das heroische Zeitalter Wilhelms I. war angebrochen, und Roon sollte in erster Linie berufen sein, es herauszuführen.

Schon zu Anfang des Jahres 1854 hatte sich Roon auf eine vertrauliche Anfrage des Grafen Albert von Pourtalès, des damaligen preussischen Gesandten in Paris, die ihm Perthes vermittelte (ohne daß übrigens klar wird, was den Grafen dazu bewog), in Form eines Briefes an den Freund, seine Grundgedanken über die Heeresreform ausgesprochen. Die Bundeskriegsverfassung, so führt er aus, stellt durchaus keine militärische Einheit Deutschlands dar, daher giebt es keine gemeinsame deutsche Politik, und die deutschen Einzelarmeen werden im Ernstfalle zerschellen, die größern werden ihre eignen Wege gehen, die kleinern sich an eine der größern anschließen. Vom Bunde ist Abhilfe gar nicht zu erwarten, von Oesterreich der entschiedenste Widerstand. Nur Preußen kann die Sache in die Hand nehmen, nur bei Preußen vermag Deutschland Heil und Schutz und „nationale Fortdauer“ zu finden. Dazu muß Preußen die unbedingte militärische Oberleitung in Deutschland haben. Im gegebenen Augenblicke ist also nicht mit einer Reorganisation der Bundesverfassung, sondern mit einer Umgestaltung des deutschen Heerwesens zu beginnen (zu der nun von jener Voraussetzung aus die Grundlinien gezogen werden). Freilich, der Abgrund zwischen Wollen und Vollbringen ist entsetzlich groß; „er ist nur auszufüllen entweder durch Heldenthaten und Leichenhügel oder durch das Hineinwerfen aller unsrer nationalen Sünden, Vorurteile und Träumereien.“

Mit diesen prophetischen Worten schließt Roon seine Auseinandersetzung, die das Programm der nächsten deutschen Zukunft in scharfen Zügen entwirft.

Jahre vergingen. Aber längst hegte der Prinz von Preußen ganz ähnliche Gedanken und hat wohl auch von jener Denkschrift Kenntnis genommen, denn er knüpfte daran an, als Roon im Juni 1858, also noch vor dem Antritte der eigentlichen Regentschaft, nach Berlin kam, um die Investitur als Rechtsritter des Johanniterordens zu empfangen. Am 26. Juni hatte Roon in Babelsberg mit dem Prinzregenten eine Unterredung von weltgeschichtlichen Folgen, denn dort erhielt er den Auftrag, seine Pläne über die Heeresreform ausführlich zu entwickeln. Er that dies während des Juli in Kolberg, in seiner pommerischen Heimat, wo er sich damals mit seiner Familie im Seebade aufhielt, und es kann als ein eigentümliches Zusammentreffen gelten, daß in derselben ruhmgekrönten Festung, die einst 1807 durch Gneisenau die Wiege des neuen preußischen Waffenruhmes geworden war, jetzt die Gedanken Gestalt gewannen, die das neue preußisch-deutsche Heer und damit die Grundlage des neuen deutschen Reiches schufen. Preußen bedarf eines stärkern Heeres, um seine schwierige Stellung zu behaupten; ein ungenügendes ist wertlos. Die Mängel des jetzigen liegen in seiner Schwäche und in seiner Organisation. Die Landwehr, 1813 ein unvermeidlicher Nothbehelf, ist jetzt eine politisch wie militärisch falsche Einrichtung, weil ohne den wahren Soldatengeist und ohne die rechte Disziplin. Zur Abhilfe dieser Schäden ist nötig die ernste Durchführung der dreijährigen Dienstzeit (an Stelle der seit 1831 thatsächlich bestehenden zweijährigen), daher stärkere Aushebung und Verstärkung der Kadres, sodann Verschmelzung der Landwehr ersten Aufgebots, also der jüngern Jahrgänge, mit der Linie und Entlastung der ältern Jahrgänge, deshalb Vermehrung der Offiziere und Unteroffiziere. Im September desselben Jahres wurden diese Vorschläge bei den Manövern um Liegnitz zwischen dem Prinzen und Roon ausführlich erörtert. Wie sehr sie den Regenten beschäftigten, bewies seine erste Kundgebung an das Staatsministerium am 8. November, in der er sehr entschieden für eine Verstärkung des Heeres eintrat, eine Wendung, die damals in der allgemeinen freudigen Aufregung über die „neue Ara“ zu wenig beachtet wurde. Aber der Prinz übergab Roons Denkschrift dem Kriegsministerium bereits „zur Erwägung“ und beförderte ihren Verfasser am 22. November zum Generalleutnant und Kommandeur der vierzehnten Division in Düsseldorf. Als sich Roon in dieser Eigenschaft am 4. Dezember beim Regenten im Palais Unter den Linden in dem historischen Arbeitskabinett an der Ecke meldete und wiederum eindringlich die Notwendigkeit der Reorganisation betonte, sagte ihm der Prinz: „Ja, ich sehe das alles ein, es muß geschehen, aber dann müssen Sie heran.“ Er hatte seinen künftigen Kriegsminister gefunden.

(Schluß folgt)